

Sylvia Schraut

# **Eine Frau muss schweigen können**

Historischer Kriminalroman

verlag regionalkultur

Er war ein stattlicher Mann in den besten Jahren. Er ähnelte der Mutter sehr. Erstes Grau blitze in seinem dichten Haarschopf. Der Bart war sorgfältig gestutzt. Er blickte ernst in die Welt. Aber das tat Johann ja eigentlich immer. Der solchermaßen Gemusterte interpretierte ihre Blicke wohl als Aufforderung und sprudelte los. Sie wisse vermutlich nicht, dass die Geschäfte des Vaters in letzter Zeit nicht recht gelingen wollten. Voraussichtlich handele es sich um eine Flaute, die bald schon überwunden sein würde, aber aktuell fehle es an Kapital. Der Vater habe deshalb vorgeschlagen, dass Johann sich verheiraten solle.

„Aber wie soll das gehen, wenn der Handel nicht genug Einkommen für eine Familie abwirft? Wie sollen dann zwei Familien davon leben?“, fragte Helene erstaunt.

„Nun, eine beträchtliche Mitgift könne der Misere durchaus Abhilfe schaffen“, erklärte ihr Bruder. Der Vater habe auch schon eine äußerst günstige Partie ins Auge gefasst. Es handele sich um eine Tochter seines Bremers Geschäftspartners Magenscheid. Er, Johann, habe sie lediglich einmal vor etwa einem Jahr gesehen. Das Mädchen sei augenscheinlich etwas langsam im Geist und dumpf im Gemüt, äußerst scheu und linksch, auch bar jeglicher körperlicher Vorzüge. Kurz, außer ihrer Mitgift habe sie nichts zu bieten und er habe sich, daran erinnere er sich gut, bei diesem Treffen vor einem Jahr nur gelangweilt. Johann verstummte.

„Wenn die von Vater gewünschte Braut für dich nicht in Frage kommt, vielleicht gibt es dann eine andere, mit der du zufriedener wärst?“, wollte Helene wissen. Die gäbe es schon, erklärte ihr Bruder. Doch ihre Mitgift könne keinesfalls mit dem Magenscheid'schen Angebot konkurrieren.

„Aber vielleicht reicht ihr Heiratsgut aus, um den Handel zu stabilisieren?“

„Das ist schon möglich“, überlegte Johann. „Aber die familiären finanziellen Verpflichtungen des Handelshauses Werner sind beträchtlich. Wie du weißt, hat Vater das Geschäft nach dem Tod unseres Großvaters übernommen.“ Helene erinnerte sich an ihn als einen strengen Mann, der kaum ein Wort an die Enkelkinder gerichtet hatte. Sie hatte ihn gefürchtet. Aber das tat natürlich jetzt nichts zur Sache. Erbberechtigt seien auch seine beiden Schwestern gewesen, erzählte ihr Bruder weiter. Im Großherzogtum Baden herrsche bekanntlich napoleonisches Erbrecht. Des Vaters Schwestern waren bei ihren Heiraten jeweils mit einem mä-

ßigen Heiratsgut ausgestattet worden, was auf ihre Erbteile anzurechnen war. Aber sie hätten beim Tod des Großvaters noch zu erben gehabt.

„Wie es sich für anständige Töchter und ihre Ehemänner gehört, haben sie natürlich auf die Auszahlung verzichtet. Ihre Ehemänner haben aber auf die Verzinsung der Erbteile bestanden. Diese Last muss vierteljährlich geleistet werden und auch dein Heiratsgut hat der Vater nicht ausgezahlt, sondern mit deinem Mann vereinbart, dass er vorerst lediglich die Zinsen hieraus erhält. Auch diese drücken derzeit.“

Dass die Auszahlung ihres Heiratsguts immer noch ausstand, war Helene bislang unbekannt gewesen. Aber sie verbarg ihre Verblüffung geschickt. Im Moment ging es um Wichtigeres.

„Dein Mann wird beim hoffentlich noch lang ausstehenden Tod von Vater vermutlich dein Heiratsgut erhalten wollen. Das zumindest gehört sich so, ganz zu schweigen von dem dann dir und Karl zustehenden Erbe. Wer weiß, vielleicht wollen beide es ausgezahlt bekommen. Du siehst, eine möglichst reiche Heirat tut wirklich Not. Liebes Schwesterchen, verzeih mir die Offenheit. Aber ich fühle mich ein wenig, wie ein Eber, der zur Schlachtbank getrieben werden soll. Nun bist du schon einige Jahre verheiratet. Deshalb wollte ich dich fragen, was du von der Magenscheid'schen Heirat hältst?“

„Weißt du, lieber Johann“, sagte Helene mit belegter Stimme, „ich bin mir nicht sicher, ob ich als Frau dir in dieser schwierigen Lage helfen kann. Wir Frauen gehen doch in dieser Frage sehr viel mehr nach Gefühl als nach Verstand.“

„Nun, du hast ja in der Wahl deines Ehemanns zumindest auch Verstand bewiesen“, warf Johann ungeduldig ein.

„Das ist richtig, aber Vater hätte mich nie dazu gezwungen, den Antrag von Julius anzunehmen, wenn ich mir keine Zuneigung zu ihm hätte vorstellen können.“

„Das stimmt wohl“, murmelte ihr Bruder.

„Glaubt man den Romanen, von denen wir allerdings immer gewarnt werden“, sagte Helene, „dann sollte jede Ehe auf Liebe beruhen. Aber ich weiß sehr wohl, dass die Realität nicht selten hinter dem Ideal zurückbleibt.“ Unvermittelt stand vor Helenes Augen ihre angeheiratete Cousine und Nachbarin Hedwig. „Im ‚Großherzoglichen Fräulein-Institut‘ ist uns auch gesagt worden, dass es der Frau als dem gemütvolleren,

häufig auch religiöseren und sittlich gefestigteren Teil des Paares obliege, durch ihr tugendhaftes, bescheidenes und fleißiges Betragen, durch ihr einfühlsames Verständnis für die Sorgen des Ehegatten zur dauerhaften Festigung seiner Liebe beizutragen.“

„Wenn es aber gar keine Liebe bei ihm gibt, die es zu festigen gilt?“

„Nun, so hätte vermutlich unsere Institutsleiterin gesagt, da die Frau die eigentliche Trägerin der Beziehung ist, so liegt es an ihr, einerseits durch ihre Unterordnung unter den Willen des Mannes, andererseits, indem sie ihre Unersetzbarkeit beweist, seine Zuneigung zu wecken. Es sei an ihr, ihm in häuslicher Gemütlichkeit und gefühlsmäßiger Geborgenheit all das zu geben, was er außerhalb des Heims nicht finden kann.“

„Bedeutet dies, dass ich es einfach meiner zukünftigen Gattin überlassen soll, dafür zu sorgen, dass ich Zuneigung zu ihr fasse?“, fragte Johann irritiert. „Wir wissen doch beide, dass die Entscheidung zu einer Heirat ein Entschluss ist, der sich auf das ganze weitere Leben auswirken wird. Sophie Magenscheid ist mir nicht widerwärtig, aber völlig gleichgültig. Wie kann sich ein gemeinschaftlicher Sinn, ein gemeinsames Interesse an der Ökonomie und später an den Kindern auf der Grundlage von Gleichgültigkeit entwickeln?“

Helene war ratlos. „Nun ja, letztlich hast du es ja in der Hand, wie ihr eure Ehe ausgestaltet. Schließlich heißt es in unserem Landrecht: ‚Der Mann ist seiner Frau zu Schutz, und die Frau ihrem Mann zu Gehorsam verbunden.‘ Vielleicht könntest du Vater aber auch erläutern, dass du erst noch eine weitere Ausbildungsstufe als Kaufmann, am besten im Ausland, durchlaufen musst, um später das Familiengeschäft möglichst erfolgreich zu übernehmen und dass es deshalb für eine Heirat einfach zu früh ist? Vielleicht könnten Sophie Magenscheid und du während deiner Abwesenheit in Briefwechsel treten und ihr euch auf diese Weise näherkommen“, schlug sie schließlich vor.

Johann nickte zustimmend. Daran habe er auch schon gedacht, erläuterte er seiner Schwester, und er habe auch schon entsprechende Geschäftsverbindungen geknüpft.

„Das verzögert allerdings die Entscheidung nur eine gewisse Zeit und es ist zu vermuten, dass die Magenscheids zumindest auf einer Verlobung bestehen werden“, sagte er abschließend und bat um seinen Mantel.

„So traurig habe ich meinen großen Bruder noch nie gesehen“, dachte Helene, als sie ihn zum Abschied umarmte. Johann würde wahrscheinlich diese Heirat bestenfalls hinausschieben, aber nicht verhindern können. „Auf die eine oder andere Weise sind wir alle Gefangene unserer Lebensumstände“, dachte sie. Für manche bedeuten sie ein Gefängnis. Der eine oder andere wird dagegen anrennen wollen oder vielleicht sogar einen Mord begehen. Für andere mögen die Gefängnismauern die Gestalt von Spalieren in einem Garten annehmen, an denen sich Rosen entlangranken. „Und ich hoffe, dass ich Zeit meines Lebens zu denjenigen zählen werde, die ihr Gefängnis als Rosengarten begreifen, selbst wenn sich nicht bestreiten lässt, dass auch Rosen regelmäßig mehr oder weniger zwangsweise in Form gebracht werden.“ Was wohl Amalie Jung zu ihren Überlegungen gesagt hätte? Vermutlich hätte sie Johann empfohlen, im Gebet Rat und Trost zu suchen. Hätte sie ihrem Bruder diesen Vorschlag machen sollen? Sie hatte allerdings den Verdacht, dass ihr Bruder nicht allzu viel von Gebeten erhoffte.

Die Wanduhr im Esszimmer schlug 12:00. Gleich würde Julius zum Essen kommen. Es war besser, die trüben Gedanken zu verbannen. Und sie hatte völlig vergessen, was es heute zum Essen gab. „Dann ist heute eben nicht nur Julius überrascht, sondern auch ich“, befand sie und schlug energisch die Türe zum Gartenzimmer hinter sich zu.

Am Nachmittag machte sie sich auf den Weg zu der Witwe des Ermordeten. Amüsiert stellte sie fest, wie rasch sie die Distanz zwischen ihren beiden Häusern überwand. Ja, wenn der Wissensdurst treibt ... Katharina Munch öffnete ihrem Gast selbst die Haustüre und sprudelte sogleich los:

„Liebe Frau Wolf, ich habe mir ihre Überlegungen zu eigen gemacht und die geschäftliche Korrespondenz meines verstorbenen Mannes dahingehend überprüft, ob sich in ihr Hinweise auf einen Konflikt mit konkreten Personen finden lassen, denen man einen Mord zutrauen könnte. Schwierigkeiten gab es tatsächlich, ich glaube jedoch, es waren keine schwerwiegenden. Aber legen Sie doch erst einmal ab.“

Sie drückte Helene herzlich die Hand und führte sie in das Wohnzimmer. Dort versprach ein aufgestellter Samowar, umgeben von kleinem Teegebäck, eine von leiblichen Genüssen begleitete, von Helene lang ersehnte Unterhaltung. Sie blickte sich im Zimmer um. Überall sah man

Hinweise darauf, dass die Hausherrin einen Umzug vorbereitete. Die Bücherregale waren schon zur Hälfte leergeräumt. Der Stein des Anstoßes, das anzügliche Gemälde, war verschwunden. Auf einer Kommode stand eine Reihe von Gläsern, die bereits in Seidenpapier eingewickelt waren. Frau Munch bemerkte Helenes Blick.

„Ich habe es Ihnen ja schon bei Ihrem letzten Besuch angedeutet. Ich werde in das Nebenhaus umziehen. Mein Sohn hat sich eine Ehedispens ausstellen lassen. Mit Blick auf die Übernahme der Geschäftsleitung des Handelshauses Munch ist ihm seitens unseres Bischofs erlaubt worden, schon vor Ablauf des Trauerjahres zu heiraten. Nächste Woche werden wir, natürlich nur im kleinen Kreis und bescheiden, seine Verlobung mit der Tochter eines Geschäftspartners unseres Handelshauses feiern. Ihre Mitgift, hat Hermann erklärt, werde meine Alterssicherung für mich angenehm ausgestalten. Dabei hat er allerdings selbstverständlich vorausgesetzt, dass ich mein Sondervermögen im Geschäft lasse.“

Helene wusste nicht, was sie zu dieser ihr jedenfalls überstürzt erscheinenden Entwicklung sagen sollte. Schließlich war die Ermordung Georg Munchs noch keine vier Monate her.

„Ich bin sicher, eine so aktive gebildete Frau wie Sie wird eine Reihe attraktiver Betätigungsfelder im sozialen Bereich finden, Beschäftigungen, zu denen Sie sich als Geschäftsfrau keine Zeit nehmen konnten“, rang sie sich schließlich ab.

Die Witwe lachte auf und schob eine widerspenstige graue Locke, die ihr in die Stirn gefallen war, zurück unter ihre Witwenhaube. „Wir werden sehen“, sagte sie, „aber um mein Witwenschicksal zu betrauern, sind Sie ja nicht gekommen. Und mit dem, was Sie mir schrieben, haben Sie völlig recht. Es würde mir durchaus Genugtuung bereiten, daran beteiligt zu sein, den Mörder dingfest zu machen. Wenn wir nicht von einem Zufall ausgehen wollen, dann sollte sich hoffentlich in den Geschäftspapieren meines Mannes ein Hinweis finden lassen.“

Energisch griff sie zu einem Stapel Papier und begann in ihm zu blättern. Helene musterte derweil die Witwe diskret. Sie sah heute, trotz ihres Ärgers über ihren Status als Witwe, viel munterer aus als bei ihrem letzten Besuch. Selbstverständlich trug sie noch Trauerkleidung und auch ihre Augen waren umschattet. Aber Frau Munch ist eine kraftvolle Person. Hoffentlich bremst sie ihr neuer Familienstand nicht zu sehr aus.

Vielleicht sollte ich ihr vom „Allgemeinen Deutschen Frauenverein“ erzählen? Helene war von ihren Überlegungen überrascht. Je länger sie aber darüber nachdachte, desto besser fand sie ihre Idee. Inzwischen hatte die Witwe offenbar das Gesuchte gefunden.

„Wie soll ich anfangen?“, fragte sie sich selbst. „Bekanntlich war mein Mann im Odenwald geschäftlich sehr aktiv. Ich weiß nicht, ob Sie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Region vertraut sind?“

„Details kenne ich nicht“, antwortete die Angesprochene. „Doch dass die Höfe eher klein sind und die Bauern arm, ist mir bekannt.“

Katharina Munch nickte zustimmend. „Mein Mann hat mir oft erzählt, dass es für die armen Bauern im Odenwald, insbesondere auf dem Katzenbuckel, ganz typisch sei, dass sie auf ihren kleinen Höfen mit den witterungsbedingt schlechten Ernten ein karges Dasein fristen müssten. Allerdings sagte er auch, es gäbe für sie allerhand Möglichkeiten zu einem Zubrot. Neben der Bewirtschaftung des eigenen Waldes betätigt sich der Kleinbauer mit Holzhauen und Holzarbeiten im fremden Wald gegen Taglohn. Besitzer von Zugvieh übernehmen Holzfahren. Frauen, junge Burschen und Mädchen werden mit Setzlingen im Wald beschäftigt. Kinder machen sich durch Sammeln von Heidel-, Erd-, Preisel-, Himbeeren usw. nützlich. Es gibt eigens Schulferien im Odenwald zur Zeit der Beerenreife. Aber Wohlstand kommt durch solches Zubrot nicht in die Region. Georg war davon überzeugt, dass es den Bauernfamilien besser gehen würde, wenn sie mit Heimarbeit ein solides Zubrot erwerben könnten. Sind Sie mit der Strohflechterei in Heimarbeit vertraut?“

Nein, das war Helene nicht. Frau Munch setzte zu einer ausführlichen Erläuterung an. Die Einkommenssituation im Odenwald sei der Centralstelle des „Landwirtschaftlichen Vereins“ schon lange als Problem bekannt. Die Experten seien der Meinung gewesen, dass Strohflechterei, die im Schwarzwald zu guten wirtschaftlichen Ergebnissen führe, auch im Odenwald heimisch gemacht werden sollte. Bereits 1846 habe die Centralstelle einen Schwarzwälder Strohflechter zur Erteilung von Unterricht nach Mudau im Amtsbezirk Buchen geschickt. Das Ministerium des Innern habe damals dafür die Kosten übernommen. Frau Munch machte eine Pause, um Tee nachzuschenken.

„In der Schule wurden Mädchen im Alter von 10 bis 16 Jahren im Strohflechten angelehrt. Sie stellten feines Geflecht, Stroh Hüte, Kappen,